

«Verschollene Heimat» – so hat der heute in hohem Alter in Israel lebende Arzt Dr. med. Fritz Frank die Erinnerungen an seine Kindheit im Horb des ausgehenden 19. Jahrhunderts überschrieben. Fast nur durch Zufall, jedenfalls aber auf langen Umwegen gelangte dieser Text an die Redaktion. Solche Zeugnisse sind selten. Früh begann der Rückgang der meisten jüdischen Gemeinden im ländlichen Raum, weil viele Familien in die aufstrebenden Wirtschaftszentren zogen. Verfolgung und Gewalt unter den Nazis haben dann vollends die Verbindung zwischen damals und heute zerschlagen und zerstört. Wir haben deshalb aus den Erinnerungen von Fritz Frank einige Kapitel ausgewählt (und für den Abdruck leicht eingekürzt), die etwas vom Leben der jüdischen Familien und ihrer Gemeinde in Horb und von ihrem Zusammenleben mit den christlichen Mitbürgern mitteilen und überliefern. (Anmerkung der Redaktion.)

Die Nachbargemeinden

Von den Dörfern, die Horb umgeben, hatten zwei eine starke jüdische Gemeinde: Nordstetten und Rexingen. In Nordstetten zählte sie ein Drittel der Bevölkerung, in Rexingen zwei Drittel. In Rexingen mauscelten die Christen, in Nordstetten sprachen die Juden unverfälschtes Schwäbisch, doch Ausdrücke wie *mischboche*, *zores*, *meschugge* – in Rexingen noch *rewach* – waren Gemeingut beider Konfessionen, und das achselzuckende *Goi*, auch von den Christen im Mund geführt, kehrt zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurück: der Fremdstämmige, das heißt der Nicht-Nordstetter oder Nicht-Rexinger.

Die Juden führten kleine Geschäfte oder trieben Handel, wobei der Viehhandel überwog. Der Kapitalkräftigere ging allmählich zum Pferdehandel über, der für den oberflächlichen Beobachter einen gewissen Kulturanstrich gab, nicht nur weil das Objekt wertvoller war, sondern auch weil das Bezugsgebiet sich nicht wie beim Kuhhandel auf die engere oder weitere Umgebung begrenzte, sondern sich bis Belgien, Holland, Frankreich, Ungarn ausdehnte und damit gewisse Sprachkenntnisse und Umgangsformen erforderte.

Obgleich dieser Handel leicht böses Blut erregte, waren die beiden Ortschaften völlig frei von Judenfeindschaft, sei es, weil jeder jeden kannte und der

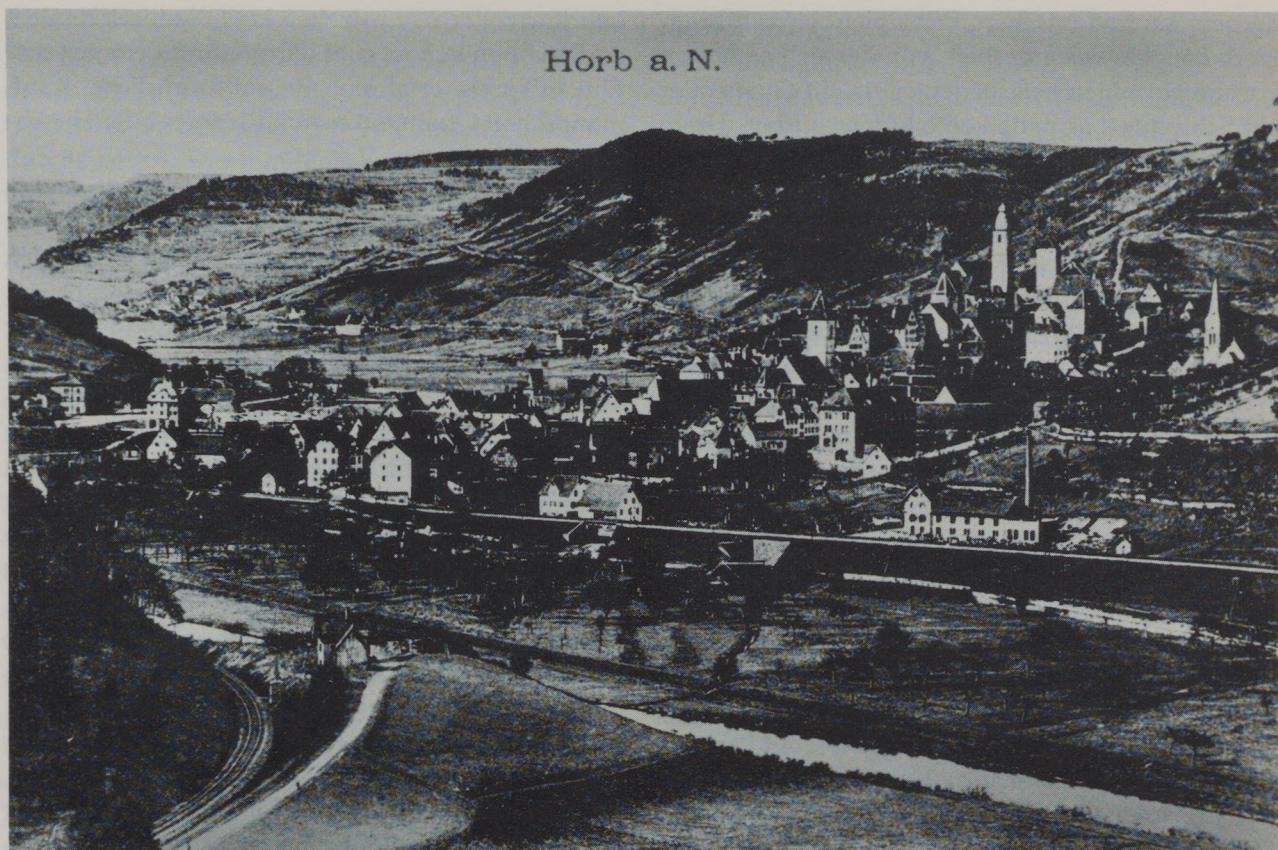
Bauer nur zu dem ging, der ihm zuverlässig war, sei es, daß einer, der in seinem Handel nicht gerade auf Du und Du mit der Ehrlichkeit stand, wegen eines einmaligen Gewinnes nicht Ruf und Ansehen verscherzen wollte.

Außerdem waren diese Dorfjuden nicht nur kleine Kaufleute und Händler, sondern jeder war daneben noch Bauer und betrieb die Bauerei mit eigenen Händen, die Wiesen, den Acker, das Feld, den Stall. Es war gemeinsamer Arbeitsrhythmus, es waren dieselben Sorgen. Die Männer tranken abends gemeinsam ihren Schoppen, ihr Glas Bier. Zu den Hochzeiten war man hier wie dort zu Gast, und die Jugend tanzte miteinander zu Fastnacht wie zu Purim.

Die Rexinger hatten eine Stunde Weges bis zur Horber Bahnstation. Weil der Frühzug am Montagmorgen um halb sechs Uhr, mit dem sie auf ihren Handel fuhren, ihnen zu Hause keine Zeit zum Tefillinlegen ließ, schloß ihnen der Bahnvorsteher den Wartesaal zweiter Klasse auf, damit sie ungestört Minjan abhalten konnten, bis sie beim zweiten Signal der Lokomotive gemächlich Tallit und Tefillin zusammenlegten und in ihr Säckchen verstauten.

Als die Hitlerseuche schon tief die deutsche Jugend infiziert hatte, da war Rexingen einer der letzten Orte, wo die jüdische Jugend ein heiteres und ungestörtes Treffen veranstalten konnte. – Von allen größeren und kleineren jüdischen Gemeinden Deutschlands ist Rexingen die einzige, die sich als geschlossenes Gebilde erhalten hat, geschlossen ist der größere Teil der Rexinger Juden nach Israel ausgewandert und hat in Shavej Zion eine Siedlung gegründet, die als Vorbild dient.

Nordstetten dagegen ist in alle Winde verstreut. – Vor sechzig bis hundert Jahren war es ein Ort, dessen Name in ganz Deutschland einen Klang hatte – dank einem seiner jüdischen Einwohner: BERTHOLD AUERBACH. Heute ist die Gedenktafel von seinem Geburtshaus abgerissen. Aber damals, da war das Dorf und ganz Württemberg stolz auf «seinen Sohn». Kein Wunder: Er, der gelesenste und geliebteste Schriftsteller seiner Zeit porträtierte das ganze Dorf, Jud und Christ. Und wenn er der Großherzogin von Baden vorlas und am deutschen Kaiserhof empfangen wurde, so war mit ihm Nordstetten empfangen. Und wenn sein Freund, der Stuttgarter Minister, ihn besuchte, so waren die Nordstetter besucht und nicht die Rexinger und nicht einmal die städtischen Horber.



Horb um 1900 (Archivbild der Stadt Horb).

Die Eltern

Der Zug ins Weite hatte – wie viele andere Nordstetter auch – den HUGO FRANK ergriffen. Es mußte nicht Amerika sein, es genügte Stuttgart oder Frankfurt. Dafür war aber eine gute Schulbildung Voraussetzung. Der Plan kam nicht zum Austrag. Mit knapp sechzehn Jahren wurde er sozusagen Familienvater mit Frau und acht Kindern. Der Vater war plötzlich gestorben und hinterließ die hilflose Mutter mit dem ganzen Haushalt der Sorge des ältesten Sohnes. – Adjö, weite Welt! Adjö, ihr Wunschträume, Rabbiner zu werden oder Bankdirektor!

Es ist ein kleines Waren- und Spezereigeschäft, das auf seine Schultern fällt, und die Bauerei, die jeder hat. Aber die Sehnsucht nach der Welt ist nicht erstickt, und wenn er nicht in die Welt kommt, kommt vielleicht die Welt zu ihm. Sie kam tatsächlich.

Horb wurde in den 70er Jahren Bahnstation. Es lag an der Hauptlinie von Württemberg nach der Schweiz und war Endpunkt einer Schwarzwaldverbindung mit Baden. Nordstetten war drei Kilometer entfernt, von Horb aus über eine steile Steige mühselig erreichbar. So lange alle Wege in den tiefen Schwarzwald führten, oder nach Stuttgart und von da nach Leipzig auf die Messe über Berg und Tal des

hügeligen Geländes, spielten diese drei Kilometer keine Rolle, in anderen Richtungen kamen sie zugeute. Als aber durch die Bahn die Wege in die Ferne geebnet wurden, bedeutete eine steile Landstraße von drei Kilometern ein erschwerendes Abseits.

Noch ein anderes kam hinzu: Hugo Frank hatte den Lehrstoff der Handelsschule mit eigenem Kopf aufgenommen. Er lernte die Prinzipien modernen kaufmännischen Denkens, den Übergang vom Feilschen zum festen Preis, der dem Kaufmann die klare Berechnung ermöglicht und den vertrauenden Kunden nicht zugunsten des gerissenen benachteiligt. Er lernte in der Stadt den Übergang kennen vom kleinen bunten Allerleigeschäft zur Spezialisierung, und sein Bestreben war, moderne Grundsätze auf sein eigenes Arbeitsgebiet zu übertragen.

Je größer die Geschwister wurden – vier Brüder, die Schulausbildung verlangten, vier Schwestern, für die man eine kleine Mitgift bereitstellen mußte –, desto schwieriger war es und würde es sein, aus dem kaum erweiterbaren Krimskrاملaden den notwendigen Verdienst herauszuziehen. Der Umzug nach Horb war die gegebene Lösung. Es war nahe genug, um sich einen bestimmten bisherigen Kundenkreis zu erhalten. Es war Stadt mit guter ländlicher Umgebung. Er konnte es wagen, hier die mo-

dernen kaufmännischen Prinzipien einzuführen. Horb bot eine Besonderheit, von der sich nicht von vornherein sagen ließ, bedeutet sie ein Gutes oder ein Schlechtes: es hatte keine Juden, und er, Hugo Frank, würde der erste Jude sein.

Erster Jude zu sein – es schreckte ihn nicht. Jude? Er war Nordstetter, Schwabe, Württemberger, jetzt Bürger des Deutschen Reiches. Er hatte kein Vorurteil gegen die andern, sie würden ein eventuelles Vorurteil gegen ihn wohl auch aufgeben. Er würde niemanden beschwätzen und niemanden betrügen. Wer und warum sollten sie ihm Feindschaft entgegenbringen? Die Horber kannten ihn, er war auf ihrer Lateinschule gewesen. Bei einer Schneeballschlacht der Mitschüler wurden die Nordstetter von den Horbern angegriffen: «Ihr hent de Heiland kreuzigt.» – «Verloga! sell send d'Rexinger gwä!» Die Nordstetter waren sich ihrer Kriegsfinte bewußt; die Horber aber ließen von ihnen ab. Sie kannten die Rexinger von ihren täglichen Viehtransporten, lässig daherkommend, Kappe hinten auf dem Kopf oder in die Stirne herein, blauer Kittel, mit Peitsche oder Stock das Vieh antreibend, Preise über die Gasse schreiend, die Straße zum Markt machend. Diesen Anblick boten die Nordstetter nicht, ihr Weg zum Bahnhof führt nicht durch die Stadt.

Er wollte einen kleinen Laden mieten, damit ihn die Horber kennenlernten, und gleichzeitig wollte er ein richtiges Wohn- und Geschäftshaus bauen, wo er seine Pläne verwirklichen konnte: ein richtiges Manufakturwarengeschäft en detail und en gros – vielleicht noch eine kleine Bankabteilung.

«Eine tüchtige Frau, wer sie gefunden, weit köstlicher als Perlen ist solch ein Fund.» In Sophie Weil fand er sie. Die Horber waren neugierig, wen sie als erste Jüdin in ihre Mauern bekämen, und sie bemerkten billigend, daß der Hugo eine Schöne, Zarte, Feine beigebracht hatte, die sie sich auch als Katholikin hätten gefallen lassen, die schaffen konnte wie eine Bäurin und sich benehmen wie eine Dame. Die nicht mit Schwätzen Zeit vergeudete, deren Wort Hand und Fuß, Sinn und Herz hatte. Die einem raten konnte wie eine gescheite Frau und helfen, wenn's sein mußte, wie ein Mann. Mit ihr konnte man daran gehen, Pläne durchzuführen. Und Hugo Frank verwirklichte seine Pläne. Die Tafel „Feste Preise“ hing in der Mitte des Ladens von der Decke herab. Und jede Ware hatte ihr Etikett, auf dem in Buchstaben der Ankaufspreis, in Zahlen der Verkaufspreis notiert war.

Es durfte kein Unterschied sein, ob die Mutter selber kam oder ein Kind zur Besorgung schickte, kein Unterschied, ob der Mann, die Frau, der Bruder, die Schwägerin oder nur ein Lehrling bediente. Der

Lehrling sollte aber beizeiten kaufmännisch denken und rechnen lernen, und darum durfte er auch den Einkaufspreis erfahren. Er sollte ehrliche Kaufmannschaft lernen, ob er nun Riederer oder Hirschfelder hieß.

Die Franks waren gute Schrittmacher für die kleine jüdische Gemeinde, die sich allmählich entwickelte. Hugo Frank wurde ihr Vorstand. Er hatte um sich eine kleine Schar gleichgesinnter Freunde, die der Gemeinde den Stempel aufdrückten und maßgebend waren für die Einstellung zur christlichen Umwelt und so zugleich deren Einstellung bestimmten.

Rabbiner hatte er nicht werden können. Aber wenn irgendwo Frieden zu schlichten war, kam dafür nur der Hugo in Frage. Wenn irgendwo zu entscheiden war, was Recht, was Unrecht, so wurde als Recht anerkannt, was Hugo Frank als Recht bestimmte. Seinem andern Wunsch, Bankier zu werden, kam er schon etwas näher. Er gründete eine kleine Bankabteilung und beriet Bauern, Händler, Handwerker und selbst den Geistlichen. Für seine christlichen Kunden wählte er eine christliche Stuttgarter Privatbank, für seine jüdischen Kunden aber M. A. von Rothschild in Frankfurt am Main als Geschäftsverbindung.

Und wenn er mit seiner sorgfältig schönen Handschrift diese letztere Adresse schrieb oder von dieser Adresse einen Brief erhielt, so schwang seine jüdische Seele unbewußt mit in Verwandtschaft mit dem alten Meyer Amschel.

Das Geburtshaus des Verfassers an der Abzweigung des Mühlgäßle von der B 14. Die Fassade wurde erneuert, aber das Haus beherbergt wie ehemals ein Textilgeschäft. Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



Aber noch anderes band ihn an Frankfurt: die FRANKFURTER ZEITUNG. Er hielt sie von ihrem Gründungsjahr an. Er las sie nicht nur, er glaubte ihr, er traute ihr, er liebte sie. Sie von Anfang bis Ende durchzulesen, war ihm tägliche Pflicht, sabbatliche und festtägliche Freude. Sie schuf mit den Jahren so sehr und ausschließlich seine politische Gesinnung, daß er beglückt war, in der FRANKFURTER immer seine Meinung bestätigt zu finden.

Er betrachtete sie nicht als jüdisches Blatt. Er freute sich, daß ihr Herausgeber Sonnemann hieß. Aber die Führer und die geistigen Leiter waren ihm die Liberalen wie Eugen Richter oder die viel näheren Demokraten Schwabens, die Brüder Haußmann, Friedrich Payer, deren Stimme wie eine Freundesstimme aus den politischen Leitartikeln herauszuhören war.

Aber auch die Aufsätze allgemeinbildenden Inhalts, Geschichte, Literatur, Reiseberichte, er vernachlässigte sie nicht. Wenn ihn heute das Geschäft nicht dazu kommen ließ, notierte er sich den Aufsatz mit Rotstift, und am Freitagabend, am Sabbat, fand sich eine ruhige halbe Stunde für seine FRANKFURTER ZEITUNG. Sie wurde in der Kleinstadt zum Kulturträger für das Haus Frank.

Für sein geschäftliches Leben wurde sie ihm aber geradezu unentbehrlich, nicht nur wegen der Markt- und Börsenberichte, die konnte er auch anderen Blättern entnehmen. Es war die Gewissenhaftigkeit, mit der diese Zeitung die industrielle Entwicklung des Landes und des Auslandes prüfte, die Sorgfalt, mit der sie ihre Ratschläge erteilte, die Warnungen vor den vielen rein spekulativen Unternehmungen. Denn nach dem Krieg von 1870/71 gab es nicht nur Aufschwung. Es gab auch den Heißhunger nach raschem Reichtum. Und Blender, die es ausnutzten. Und Blinde oder Geblendete, die hereinfielen und mit ihrem Vermögen, wenn nicht mit ihrem Leben bezahlten.

An wen wandte sich aber das Volk, um an den Fabriken und den anderen Gründungen leichten Anteil zu haben? An den Bankier. Und wer konnte ihnen mit leichtfertigen Worten die ersparten Groschen abknöpfen oder sie mit sachlichem Rat auf vernünftige Bahnen führen und so zu gesundem Aufbau beitragen? Wiederum der Bankier. Das war auch eine Art Seelsorge, oder konnte als solche aufgefaßt werden. Und so mag es zu verstehen sein, daß die scheinbar so heterogenen Berufe Rabbiner und Bankier bei Hugo Frank wahlverwandt nahe beisammen wohnen konnten.

Hugo Frank war ein gläubiger Mensch. Der gute Name, das war ihm ein Lohn, für den sich ihm ein Lebenskampf lohnte. Der gute Name, nicht als

Menschenanerkennung, sondern den ihm dereinst Gott zubilligen möchte.

Eine Kleinstadt weiß nicht viel Anerkennung herzugeben. Es deuchte ihm genug, daß in all den Horber Jahren weder er, noch seine Frau, noch seine Kinder den Antisemitismus zu spüren bekamen. Als er aber nach 25 Jahren, im Jahre 1899 mit der Familie nach Stuttgart verzog, machte nicht nur die Jüdische Gemeinde eine Abschiedsfeier, sondern auch die christlichen Kreise und dankten dem Mann und der Frau für ihre Art und ihr Sein. «Daß du a Jud bisch, brauch i dir ja net zu sage», sprach der Bürgermeister mit freundschaftlichem, schwäbischem Schmunzeln. «Des hosch dir ja stolz auf die Nas' schreibe lasse. Daß wir ons aber oft gsagt hent: «Wenn ihr wisse wollt, wie a Christ sei soll, dann gucket euch den Hugo Frank an und sei Frau Sophie!» das möcht ich euch heut zum Abschied doch gsagt han.» – In Frage zu ziehen, daß der Hugo Frank Deutscher, daß er Schwabe ist, daran hätte keine Sterbensseele gedacht.

Mitbürger

Inhaber des Eckladens am Oberen Markt, eines Manufakturwarengeschäfts, war «der obere Regensburger». Was man einen gewieften Geschäftsmann nennt, war er nicht, im Gegensatz zu seinem Vetter, «dem unteren Regensburger» und dessen Frau Lina. Diese wohnten am untern Markt, wo er mit der Straße vom Tal und der Bildechinger Steig zusammenstößt. An Markttagen, wenn die Bäuerinnen der Umgebung zum Einkauf kamen, wurden sie zuerst von dem untern Regensburger eingefangen. Wenn die Bauersfrau noch vor dem Schaufenster stand und die Auslagen besah, sich überlegte, kam schon mit einem süßen «Grüß Gott, wie geht's alleweil?» die Frau Lina heraus, holte sie am Arm herein – da war das Loswinden nicht so leicht.

Die oberen Regensburger waren andere Menschen. Sie saßen darum auch auf keinem grünen Zweig. Seine Leidenschaft galt der Lyrik. Er verfaßte selbst Gedichte. Er trug das Haar in langen Locken, in Schwaben Schillerlocken genannt. Sein Hut war breitkrempig und weich. Seine Frau Franziska, Frenzele genannt, schenkte ihm zwei Töchter, die er mit den Namen Amalie und Amanda behängte – Amalie nach Amalie von Edelreich aus Schillers Räubern, Amanda («die zu Liebende») des zarten Sinnes und des musikalischen Wohlklangs wegen. Am Sabbat, zur Synagoge, trug er stets eine weiße Weste – «mit weißer Weste sollst du vor deinen Herrgott treten» – und ehe er Platz nahm, wischte er in langsam sorgfältiger Bewegung mit dem Taschen-

tuch den Sitz des Stuhles, um auch hier den Schmutz der Erde symbolisch von sich fernzuhalten, obgleich das in doppelter Weise gegen den frommen Brauch verstößt, der sowohl das Tragen eines nicht unbedingt nötigen Gegenstandes, wie gar eine arbeitsähnliche Handlung am Sabbat und gar noch in der Synagoge verwehrt.

Seine beiden Töchter überschritten langsam die Schwelle zum heiratsfähigen Alter, und man hatte sich mit Vermittlern in Verbindung zu setzen. Zur Hebung der Spannung und als innere Einkehrspause ließ man den jeweils mutmaßlichen Freier eine Weile allein im Salon verharren. Dann öffnete Frenzele mit zitterndem Schwiegermutterbereitschaftsgefühl die Türe. Hernach – man hatte langsam auf 10 zu zählen – erschien der Vater von den Töchtern flankiert: «Ich serviere Ihnen – eine Knospe zwischen zwei aufgeblühten Rosen –».

Ach, die wirklich passenden Ziergärten fanden sich nicht für die beiden aufgeblühten Rosen. Amalie hatte mit einem sehr kleinen Kaufmann an einem sehr kleinen Ort vorlieb zu nehmen, und Amanda «die zu Liebende» mußte sich mit einem Viehhändler – «mehr Rindvieh- als Pferdehändler», wie der Schwiegervater resigniert bemerkte – in einem belanglosen Dorf der weiteren Umgebung begnügen. «Tröste dich, meine Tochter», sagte der Vater, «selbst die göttliche Aspasia heiratete nach ihrem Perikles einen Viehhändler». «Ja, aber in zweiter Ehe», schluchzte Amanda, «und nach Hellas und nicht nach Mühringen.» Der Vater verstummte. Er empfand es bitter, daß es Schmerzen gibt, in denen selbst die edelste Bildung den Trost versagt. Wenigstens beim weiblichen Geschlecht.

Je älter Regensburger wurde, desto ausschließlicher widmete er sich Apoll. Seine reifsten Werke schickte er an das Verlagshaus Cotta unter höflicher Bezugnahme, daß man dort seinerzeit auch die «Dichtergenien» Schiller und Goethe in Druck genommen hatte. Infolge derzeitiger Überlastung mußte Cotta vorläufig verzichten. Mit dem Versuch bei einem weniger klassischen Verlag hätte er sich herabgewürdigt. Aber er legte seine gesammelten und «von einem hohen vaterländischen Geist getragenen» Werke, wie er begleitschreibend bemerkte, im Manuskript untertänigst seinem Monarchen, Seiner Majestät dem König von Württemberg, zu Füßen. Was er im Stillen gehofft hatte, vom König zur Privataudienz vorgeladen zu werden oder mit dem Titel «Königlicher Hoflieferant» bedacht zu werden, wurde ihm nicht zuteil. Er hatte dafür zwei Erklärungen: Entweder, die Hofschranzen ließen die Gedichte gar nicht bis zum König dringen, oder vielleicht spielte doch die Konfession mit? «Oineweg»,

sagte er – auf Kerners Gedicht vom reichsten Fürsten anspielend – zu seinem Frenzele, «oineweg er sein Haupt kann ruhig legen . . .» Seine Untertanentreu war durch derlei nicht zu erschüttern.

Vielleicht war sogar diese Enttäuschung der Anlaß, sich mit heldenhaft tragischer Verbissenheit völlig der Poesie zu widmen und das niedrige Geschäft ganz den prosaischen Schultern von Frenzele aufzuladen, diesem Frenzele, das er neben sich duldete, wie «der andere Goethe» seine Christiane. – Ein gütiges Geschick führte ihn, sein Frenzele und das Geschäft einem natürlichen Ende zu.

Die jüdische Gemeinde

Aus etwa 30 Familien bestehend, besaß diese kleine jüdische Gemeinde nichts, was sich gleichwertig an Größe und Schönheit einer Kirche gegenüberstellen ließe. Ihre Synagoge, das sind zwei ineinandergelagerte Stuben über dem Stall des Viehhändlers Schwarz. Das Gemuhe mischt sich in den Gottesdienst, ohne daß dies von den Betern, die mit dem

Heimathaus *Horber Giebel* und *Ihlinger Tor*. Stadtauswärts vor diesem Tor ist das Gebäude erhalten, in dem sich die Horber Synagoge befunden hat.
Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



Vieh sozusagen großgeworden sind, als Störung empfunden oder überhaupt wahrgenommen wird. Der Männersaal hat zur Einrichtung den Schrank mit den Thorarollen an der Ostwand, den Betpult mit seiner samtenen Decke und zehn Stuhlreihen. Rechts und links vom Betpult je eine schmale Bank für die Kinder, die auf diese Weise unter dem Auge gehalten werden und nicht stören. Der Frauensaal daneben, mit seinem türbreiten Durchbruch, gibt den Blick frei auf Betpult, Vorbeter und Thoraschrank. Einfache Stuhlreihen bilden auch hier die ganze Ausstattung. Nüchternheit und Ärmlichkeit beeinträchtigen nicht den Ernst des Gottesdienstes. So wenig wie die Geräusche aus dem Stall, so wenig lenkt das Leben auf der Gasse ab, das in den Betsaal hereindringt.

Jedes Mitglied der Gemeinde hat seinen bestimmten Platz. Hindert Krankheit oder Reise am Besuch, so bleibt der Platz unbesetzt und nimmt als solcher gewissermaßen Anteil am Gottesdienst.

Anders als die meisten jüdischen Gemeinden der Umgebung hatte Horb keinen eigentlichen Synagogenbau. Die Gottesdienste wurden bis 1930 in Räumen dieses Hauses an der Ihlinger Straße abgehalten. Nach dem Rückgang der Gemeinde wurde das Haus verkauft; vermutlich ist es deshalb in der Reichskristallnacht 1938 nicht zerstört worden. Aufn. Gerh. Drumm, Horb.



Die ältere Generation versteht wohl noch das Hebräisch der Gebete, doch werden sie nur zum Teil mit Bewußtsein ihres Inhalts gesprochen. Man begnügt sich über weite Strecken mit der Form, dem stummen Lippensprechen, dem Stehen, dem Verbeugen, dem Singen, dem Nigun, gemeinsam mit dem Vorbeter oder im Wechselgesang mit ihm. Daß man selber jedes Wort versteht, ist nicht so wichtig: Gott, der die Bibel in seiner Sprache gegeben hat, ER versteht es. Nicht der Mensch, das Wort, die Melodie, sprechen zu Gott, und der Tallit (der Gebetsmantel) mit Segensspruch umgelegt, erhebt die Körperlichkeit des Alltags zum priesterlichen Gefäß.

Es ist nicht das «kleine Sternchen» vorne am Betpult, das die Woche über auf seiner Ladentheke sitzt, hemdsärmelig, mit unterschlagenen Beinen, schneidert, Kunden hereinruft, Kinder schreckt oder lockt, nein, was jetzt da vorne vor dem «ORT» steht, von Kopf bis Fuß eingehüllt in das weiße Tuch mit den breiten schwarzen Streifen und den Fransen an den Ecken, das ist wirklich ein Glied jenes Volkes von Priestern, das nach Gottes Plan das jüdische Volk darstellt, wenn er dann zur Thora aufruft und die Aufgerufenen die Thora ausheben, mit ihr um den Betpult schreiten, wenn die Umstehenden mit den Fingerspitzen die Thora berühren und die Fingerspitzen an die Lippen zum Kusse führen (auch die Kinder, die keines der Worte verstehen, ahmen diese Bewegung der Verehrung nach, da die heilige Thora an ihnen vorbeigetragen wird), wenn die Gemeinde singt *adonai adonai el rachum wo anun*: «*Unser Gott, unser Gott, barmherzig und gnädig!*», wenn sie im Gesange die Thora wieder zurückbringen: *Ein Born des Lebens ist sie, / und wer an ihr hält / und wer sie erfaßt, / ist glücklich. / Ihre Wege / sind Wege der Armut / all ihre Bahn / ist Friede.*

Es ist dies kein disziplinierter Chorgesang mit Orgel, aber in diesem unebenen Singen der im allgemeinen sangesungewohnten Kehlen liegt nicht weniger Feierlichkeit, als wenn ein Chor die Aufgabe übernimmt, den Ungeschulten zu Gunsten des Geschulten verstummen macht oder sein Singen armselig und mißtönig stempelt.

Die höchsten Feiertage gestalten sich erst recht verschieden von denen der katholischen Umwelt. Es gibt kein prächtiges Brokat der Geistlichkeit, keinen gesteigerten Lichterschmuck. Die Thora bekommt ein weiß-seidenes Mäntelchen, der Vorhang für ihren Schrein ist weiß, eine weiße Decke liegt auf dem Betpult.

Der tiefernste Stimmungsgrund für diese beiden Tage, den Tag des Gerichts und den Tag der Sühne, wird jedem gegeben, wenn er zum Gottesdienst

dieser Tage sein Sterbehemd überzieht. Singt dann die Gemeinde die besondere Weise des Roschhaschana, des Neuen Jahres, so singt es wohl die Gemeinde, aber jedes Herz sagt es sich mit seinem eigenen Klopfen, und diese Worte sind nicht nur Nigun, sondern sind mit Sinn und Gewissen erfaßt: *An Roschhaschana wird verzeichnet / und an Jom Kipur wird es besiegelt, / wie viele schwinden / und wie viele werden, / wer leben wird / und wer sterben wird, / wer sein Ziel erreicht / und wer es nicht erreicht, / wer rastet / und wer treibt, / wer verarmt / und wer verreichert, / wer erniedrigt wird / und wer erhöht. Aber: Umkehr / Gebet und / Gerechtes Tun / wenden das böse Verhängnis ab.*

Das Hauptgebet an diesen Tagen, das Bekenntnis der Sünden, in aller erdenklichen Fülle aufgezählt, hat mit dem Beter nur spärlichen persönlichen Zusammenhang. Der Nigun betont gleichmäßig stark und melodisch die Worte *Die Sünde, die wir gesündigt*

und verschlingt in raschem Gemurmel ihren näheren Inhalt: *die Sünde, die wir gesündigt / in Zwang oder mit Willen, / die Sünde, die wir gesündigt / in der Verstocktheit des Herzens, / die Sünde, die wir gesündigt / durch der Lippen Geschwätz / die Sünde, die wir gesündigt / durch der Augen Eitelkeit, / die Sünde, für die wir Schläge der Züchtigungen verdienen / die Sünde, für die wir den Tod verdienen / durch Gottes Hand.*

Das ist nur ein verschwindend kleiner Teil der Sünden, deren sich der Beter dreimal am Tage vor seinem Herrgott beschuldigt. Täte er es nicht im Gemeinschaftsgesang und täte er es in voller Einsicht dessen, wessen er sich beschuldigt, statt im zehntelserfaßten Hebräisch rasch darüber hinwegzugleiten, er würde sich sträuben, mit all diesem Tun sich zu identifizieren, oder aber er könnte sich der tiefsten Zerknirschung nicht entwinden. Statt dessen macht es der Nigun teilweise zu einem fröhlichen und erfrischenden Gesang, aber die Bereitwilligkeit zur Buße und das büßende Klopfen der Hand gegen das Herz schaffen trotz des Verzichts auf das tiefere Eindringen in den Sinn eine feierliche Stimmung.

Ich sehe in derselben Stunde das hochgestirnte Gesicht meines Vaters vor mir, wie er die Worte zum Schofar vorsagte *tekia – schewurim – terua – tekia* längst vergessene Heeressignale, die zum Wecken, zum Aufbruch, zum Kampf, zum Sammeln, zur Rast rufen mochten. Töne, die das «kleine Sternchen» mehrmals ansetzend, zitternd herausbrachte. Weder der sonderbare Klang, noch die sichtbar rührende Anstrengung des Bläasers lockten beim Erwachsenen ein Lächeln hervor. Jeder fühlte sich von diesem Horn eigentümlich angerufen, aufgerufen und war sich bewußt: er steht da im weißen Kittel, seinem Sterbegewand.

Die Predigt an diesen Tagen, in der Form eines schlichten, selbstverfaßten Gebetes, hielt mein Vater. Es war ihm innere Pflicht und Bedürfnis, es schön und angemessen zu verfassen, und er trug es in der Ehrlichkeit und Feierlichkeit vor, die seinem Wesen gemäß war. Dieses einfache Gebet wurde von allen als Weihe empfunden, seine Sprache verlegte den Gottesdienst in die deutsche Gegenwart, die jeder dieser Menschen als seine selbstverständliche Gegenwart lebte, dachte, empfand.

Wer hätte damals als kleiner Junge von sechs Jahren ahnen können, daß er vierzig Jahre später an diesen Feiertagen ernsthaft betend fragend konnte – nicht nur *Wer leben wird / und wer sterben wird, / wer sein Ziel erreicht / und wer es nicht erreicht*, sondern auch die schreckhaft anderen Fragen jahrhundertalter Unwirklichkeit *Wer durchs Wasser stirbt und wer durchs Feuer, / wer durch Schwert und wer durch wildes Tier, / wer durch Erwürgen und wer durch Steinigung, verges-*

Der Horber Judenfriedhof liegt zwischen Horb und Mühlen oberhalb der Neckartalstraße. Er wurde im Jahre 1904 angelegt; die letzte Beerdigung fand am 18. Januar 1941 statt. Aufn. Gerhard Drumm, Horb.



sene Tode, die wieder in die neue Judengegenwart getreten sind.

Und bald schon drohte das Schicksal unmittelbar: Ein Mitglied der eigenen Gemeinde geriet in Verfehlung und gefährdete die ganze Gemeinde. Schon begann die Nazipresse einen Judenprozeß in Szene zu setzen. Da hat ein jeder von der Gemeinde die Worte des Sündenbekenntnisses auf seinen Sinn und in der klaren Übersetzung gelesen, und jeder fühlte dieses einen Schuld, *die Sünde, die wir gesündigt durch den sündigen Trieb* als Teil seiner eigenen Schuld und Verantwortlichkeit und sagte nun für sich und für den andern: *verzeih uns, vergib uns, entsühne uns*. Und alle riefen mit unserm heutigen Wort für unser Heute *Unser Vater, unser König, / walte gnädig an uns und unsern Kindern. / Unser Vater, unser König, / tue es um deretwillen, / die hingewürgt wurden um Deinen heiligen Namen. / Unser Vater, unser König, / tue es um deretwillen, / die ins Feuer gingen und ins Wasser, / um Deinen Namen zu heiligen. / Unser Vater, unser König, / nimm vor unsern Augen Vergeltung / für das Blut Deiner Knechte, das vergossen. / Unser Vater, unser König, / tue es um Deinetwillen, wenn nicht um unseretwillen / und hilf uns. / Tue es um Deinetwillen*.

Das waren nicht mehr Erinnerungen an die Verfolgungen der Römerzeit, an Leiden und Verfolgungen während des Mittelalters. Das, was in den alten Gebeten aus der Verschollenheit trat, war Gegenwart in Deutschland, im Jahre 1933 und in jedem weiteren Nazijahr.

Das Kind und seine christliche Umgebung

Zwischen oberem und unterem Markt führen ein paar Staffeln seitlich hinauf. Da war rechts die Wirtschaft und Schweinemetzgerei und links die Volksschule. Man möchte meinen, diese beiden Institutionen hätten keinen gemeinsamen Berührungspunkt. Dem war nicht so: Zweimal in der Woche war Schweineschlachten, und das Zuschlagen, das Gebrüll und das langsam elende Verröcheln mischte sich in die Heimatkunde und die Christenlehre in der Schule nebenan, daß die Unterkläßler unruhig, unaufmerksam, ängstlich hin- und herrutschten, während die Dreizehn-, Vierzehnjährigen sich mit dem Ellbogen anstießen, «Hau den Lukas!» sich zuflüsterten und in der Pause ans Fenster stürmten. Diese Letztkläßler würden bald so weit sein, daß sie selber erstmals das Tier, das zu Hause auf Weihnacht gemästet wurde, totschiessen und abstechen durften, ihre Kraft und Geschicklichkeit erprobend. Denn das war eine Art häuslichen Volksfestes, das auf der Straße stattfand, wo die Nachbarskinder als Zuschauer herbeieilten, und wo eigentlich nur die

jüdische Mutter ihr gebannt starrendes Kind wegriß, dieses jüdische Kind, das nicht daran dachte, die Kraft zu bewundern, die im Elternhaus kein Echo fand, sondern erschrocken war vom Tod, der vom protzigen Menschen der wehrlosen Kreatur zugefügt wurde.

Wahrscheinlich wäre dieses Bild nicht nach nahezu sechzig Jahren in die Erinnerung zurückgekehrt, hätte nicht die ruchlose Hitlerei dem deutschen Kind den Begriff Jude mit *Judensau* verquickt, hätte sie nicht schon dem zehnjährigen Hitlerjungen den Dolch in die Hand gedrückt, die erst zur Ruhe kommen darf, *wenn Judenblut vom Messer spritzt*, wie diese Jugend gröhrend sang, bis sie das Singen in die schmähliche Tat verwandelte.

Zur damaligen Zeit gab es keine solchen Gedanken. Der Lehrer, der Pfarrer empfanden vielleicht eine unliebsame Störung. Sie hatten sich rasch daran gewöhnt. Die Jugend hatte es in der nächsten Stunde vergessen. Und wenn sie dann die Schule verließ, begegnete sie nebenan den katholischen Schwestern mit ihrer großen weißen Haube, die im blumenreichen, säuberlich gepflegten Spitalgarten arbeiteten, und die freundlich den jüdischen Doktor begrüßten, der ihre Kranken betreute.

Horb kannte keine ghettomäßige Abtrennung. Die Nachbarkinder Frisör Appels Karl, Küfer Stahls Paul, Metzger Bareis Richard, Geometer Riederers Otto, Viehhändler Schwarz' Lilli, mit ihnen spielte man, man ging zu ihnen, sie kamen zu uns.

Als doch irgendwie einmal das Wort *Judenstinker* auf den Weg fiel und aus unverständlichen Gründen aufgehoben wurde, wollte man es auch selbst anwenden und schleuderte es über die Straße am helllichten Tag der Lilli Schwarz an den Kopf, die es prompt zurückgab, worauf es des öfteren mit zunehmender Kraft hin- und herflog, bis das katholische Frenzele Zimmermann unter die Türe trat: «Wenn ihr weiter so a wüschts Wort in'n Mund nehmt, verhau ich euch beide de Hentern.»

Das Frenzele, die Mutter unserer Lene, unseres Haus- und Kindermädchens, und der Edmund, ihr Vater, und das Klärle, ihre Schwester, die bildeten die nachbarliche Bauernfamilie im Mühlegäßle. Bei ihnen war das Kind, wenn es nicht daheim und nicht auf der Gasse war. Dort war es um die Essenszeit und hat mitgebetet und aus der gemeinsamen Schüssel gegessen und das Klärle legte ihm die geschälten Kartoffeln hin. Dort war es in der Küche und hat Butter gestampft, war im Stall und hat gemolken, in der Scheune beim Futterschneiden, hat den Dreschflügel geschwungen, hat im Sommer vor dem Haus geholfen «Hopfen zopflen, a Groschen die Simre» (die hätte es nie vollgebracht und nie den

Groschen verdient, hätte nicht das Klärle und selbst das Frenzele «hehlingen» von sich aus dazugemogelt). Es war im «Berg» beim Kartoffelausmachen und Zwetschenabnehmen, auf der Wies beim «Hauet», am Sonntag kriegte es das erste Stück Zwiebelkuchen und am Feierabend saß es dem Edmund auf dem Schoß und ließ sich vom Krieg 1870 erzählen, von Sedan und von Gravelotte, von wo der Edmund die Narbe im Gesicht her hatte. Die Eltern verwehrten nicht diesen Umgang mit dem Elternhaus ihrer Lene, sie standen der christlichen Welt nicht feindlich oder mißtrauisch gegenüber. Die Mutter stammte aus dem badischen Rheindörfchen Nonnenweier. Als ihr Vater starb, war es der christliche Nachbar, der evangelische Pfarrer Rhein, der mehr als sonstwer der Witwe mit ihren vielen Kindern in allen Sorgen beistand, und der der ältesten Tochter Sophie fast so zugetan war wie ein Vater. Der Vater Hugo Frank war mit den Nordstetter Bauern aufgewachsen, und er stand mit ihnen auf selbstverständlichem Du, ebenso wie mit den Horber Mitschülern aus der Lateinschulzeit, auch wenn der eine nachher Kanzler wurde an der Universität und der andere höchster Richter des Landes, wie die beiden Schanzenbuben.

Im Hause der Eltern sollte das Kind nicht den Gegensatz lernen oder für ihn geschärft werden. Sie gaben ihre Kinder in die Kinderschule zu den Barmherzigen Schwestern. «Du brauchsch net mitzbete, du brauchsch's Kreuz net zschlage», sagten die Schwestern dem Kind, was das Kind allerdings nicht als Bevorzugung betrachtete, denn es konnte das Kreuz so gut schlagen wie irgendein Kind und wußte die Gebete, die es ja jeden Tag bei Edmund und Frenzele mithörte und mitbetete, auswendig, denn fast jeden Tag mitzuessen und nicht einmal dankschön mitzubeten, paßte dem kleinen Fritz auch nicht. «Aber das wäre doch zu hart», meinten die Barmherzigen Schwestern, «wenn so ein Kind an Weihnacht nicht wenigstens als Engel mitspielen dürfte beim Krippenspiel».

Und darnach handelten die Schwestern, und die jüdische Mutter – zur Feier eingeladen – freute sich über die Flügel, die ihrem Kind gewachsen waren, und über das Glück, das ihm aus dem Auge strahlte. Den Schwestern tat es im innersten Herzen weh, daß ihr bravstes, ihr liebstes, ihr gescheitestes und schönstes Kind, die Lilli Frank, nicht die Mutter Gottes spielen sollte. Sie hätten es mit ihrem Christentum vereinen können: Es habe eine Zeit gegeben, wo selbst die heilige Jungfrau Maria noch keine Katholikin gewesen sei. Aber der Herr Vikar sagte, er glaube, die Eltern möchten es nicht. Er hat jedoch kein jüdisches Kind zurückgewiesen,

wenn es, seinen Spielkameraden gleich, in kindlichem Eifer auf der Straße ihm zusprang, die Hand küßte mit den Worten: «Gelobt sei Jesus Christus». Er legte ihm freundlich lächelnd die segnende Hand auf den Scheitel, «In Ewigkeit, Amen» erwidern, und schenkte ihm ein besonders schönes seiner Heiligenbildchen, die er zu solchem Zweck und zur Kinderfreude immer mit sich führte. Die Eltern verwehrten es weder dem drängenden Kinde noch der Lene, wenn sie es einmal zu besonders feierlichem Gottesdienst – der Christmette, einer Priesterweihe – in die Kirche mitnahm. Es würde daran keinen Schaden leiden und nicht durch zu nahe Berührung gefährdet werden.

Im Elternhaus sollte das Kind nicht die Welt als eine Welt des Gegensatzes kennenlernen, weder die christliche als eine abholde, noch die jüdische als eine vermeintlicher geistiger Überlegenheit. Auch wenn das Kind den Stich spüren sollte, Jude zu sein, würden sie es nicht abriegeln, noch in seiner Aufwallung bekräftigen, sondern sagen: bleib ehrlich, bewähre dich, lerne, und du wirst bestehen.

Tatsächlich bohrte sich der Stich schon in früher Schulzeit ins Herz. Es war nicht eines der üblichen Schimpfworte, das ein Gassenbub im Streit aus Bosheit oder einfach, um etwas gesagt zu haben, zuschleuderte. Es war etwas anderes: Auf einmal kam der Freund nicht mehr zum Spiel, nicht mehr ins Haus, ging aus dem Weg, bis es bei irgendeiner abseitigen Gelegenheit hervorbrach: «Ihr habt unseren Heiland gekreuzigt!» – «Das ist verlogen!» Das Kind eilte aufgescheucht zur Mutter, empfing große Zärtlichkeit und einen Schein von Tröstung: «Es ist nicht wahr.» Oder «Es waren nicht die Juden, es waren die Römer». Oder «Das verstehst du noch nicht, wenn du groß bist, erzähle ich dir alles . . .» Die letzte Antwort war für das Kind noch schwerer als die erste, weil die Mutter nicht alles sagen wollte. Aber auch der Mutter war es schwer ums Herz. Sie wußte, eine neue Erkenntnis hat für das Kind eingesetzt: daß Jude sein nicht nur Elternhaus und Synagoge bedeutet.

Das Kind gab am nächsten Tag von der Antwort weiter: «Meine Mutter sagt, das ist nicht wahr, es waren gar nicht wir Juden, es waren die Römer!» Der gewesene Freund wußte es besser. Er wußte es vom Lehrer oder vom Pfarrer, und seine Eltern hatten es auch bestätigt. «Es war nicht der Vater oder der Großvater von deinem Freund», sagte eine dieser Vertrauenspersonen, «auch kein Onkel, nicht einmal ein Horber, aber Juden sind's gewesen, und an unseren Heiland glauben sie alle nicht. Aber da kann dein Freund nichts dafür», setzten sie vielleicht abschließend hinzu.

Dem christlichen Kind ging es durch den Sinn, daß es vielleicht doch ein entfernter Verwandter von seinem bisherigen Freund oder sonst einem Horber oder Nachbarjuden war, der den Heiland der Welt umgebracht hat. Wie mag man da weiter miteinander Fangerles spielen oder Kauderrugeln!

Sein Schmerz und seine Enttäuschung war vielleicht ebenso stark wie der des andern, der zum ersten Mal dieses «Ihr Juden» – «Wir Juden» erlebte.

Als er das nächste Mal auf die Schütte ging, machte er verstohlen den Passionspfad, vergewisserte sich, ob niemand dort kniete oder sonst ihn sah. Dann prüfte er alle die Stationsbilder: Wo sind Juden dabei und wo sind keine Juden dabei? Die Juden erkennt man an der krummen Nase und daran, daß sie mit den Händen reden. Im Gefängnis, wo die Dornenkrone auf den Kopf gepreßt wird, und bei der Peitschung sind Gott sei Dank keine Juden dabei. Bei der Kreuztragung stehen Juden herum und schauen zu, ohne zu helfen. Es ist gottlob ein römischer Soldat, kein jüdischer, der mit der Lanze in die Seite sticht und den Essigschwamm zu trinken gibt. Bei der Kreuzabnahme, der Grablegung, der Auferstehung – nirgends sind mehr Juden dabei.

Der Heimweg führte zuerst am gruseligen Gefängnisturm vorbei, dann vorbei an der Kirche. Dort ist groß auf der Außenwand das Jesuskind, das auf der Schulter des Riesen Christophorus hockt, wie er schwer durchs Wasser schreitet. Daneben ist das torhohe Kreuz und an ihm hängt der Heiland. Er schaute traurig und vorwurfsvoll auf das jüdische Kind; das rannte schwer atmend vorbei und kam erst zur Ruhe, als es sich bei der Mutter wußte oder bei seiner Lene, seiner katholischen Lene.

Mit den Tagen, mit den Wochen wurde das Erlebnis vergessen. Kinder haben keine Zeit, lange zu grollen. Der Freund wurde wieder Freund. Es blieb aber eine Bereitschaft des Mißtrauens und des Schmerzens – und vielleicht bei beiden.

Das Kind und seine jüdische Umgebung

Was gaben dafür die jüdische Umgebung und das Elternhaus dem Kinde? Das Kind war genügsam. Es kam in sabbatliche Stimmung, wenn es an der Hand des Vaters den Weg zur Synagoge machte und das väterliche Gebetbuch tragen durfte. Beim Gottesdienst verstand es zwar keines der Worte, aber es erhob sich, wenn der Vater sich im Gebet verbeugte, setzte sich, wenn der Vater sich setzte.

Wenn die Thora aufgerollt wurde, wickelte es die Binde, mit der die Thora gebunden ist, und die vielleicht zu seiner Britmila (Beschneidung) von der Mutter gestiftet worden war und seinen Namen trug.

Als dann das Schulalter kam, setzte der Religionsunterricht ein – am Samstagnachmittag, für alle Kinder und alle Klassen zugleich, denn die Gemeinde konnte sich keinen eigenen Lehrer leisten. Durch die Jahre hindurch wurden die Gebete stückweise und in trockener Oede übersetzt, Wort für Wort. Das war kein Eindringen in das Judentum, das war nur Religionsunterricht, die langweiligste aller Stunden. Vom Wesen des Judentums bekam das Kind hier nichts zu hören, denn die Zehn Gebote und was es sonst alles zu lernen hatte, ach, es war nichts weiter als Übersetzungsstoff, Wort für Wort, der sich kaum zu einem Satz und nie zu einem Sinn und Leben verdichtete.

In anderer Weise lebte sich das Kind schon frühzeitig in sein Judentum hinein: Der Freitagabend, für den man am hellichten Nachmittag frisch gewaschen und angezogen wurde. Der Gang in die Synagoge mit den Eltern, die Heimkehr. Die Lichter wurden von der Mutter entzündet und leuchteten auf dem sabbatlich gedeckten Tisch. Das Bentschen (der Segensspruch) und der Kuß der Eltern, der Kiddusch (der Weihesege über Brot und Wein), das Abendbrot wie das Mittagmahl, das Tischgebet. Das Aufbleibendürfen bis die Augen von selbst zufallen –, das Kind wußte wirklich nicht, worum es seine christlichen Spielgefährten beneiden sollte.

Wenn es dann im Bette lag, faltete die Lene oder die Mutter dem Kinde die Hände zum Nachtgebet, das die Mutter oder vielleicht die Lene gelehrt hatte: «Lieber Vater im Himmel Du / meine Augen fallen zu / will mich in mein Bettlein legen / gib nun Du mir Deinen Segen.» Und wie in der Synagoge dem Aufruf zur Thora der Mischaberach folgt, der Segensspruch für die Gemeinde und wen man sonst noch der besonderen Obhut des Herrgotts nahe legen will, so folgt allabendlich im unmittelbaren Anschluß an dieses Nachtgebet, im Schwäbisch des Kindes: «Lieber Gott laß mir gsund / Vaterle / Mutterle / Brüderle / Schwesterle / d'Lene / Onkels, Tantens / alle gute Menschen. Amen.»

Hätte man das Kind gefragt «Was weißt du vom Judentum?» – es hätte sich verlegen umgeschaut. Plötzlich wäre ihm die Erleuchtung gekommen: «Es gibt die Rexinger Juden, die Nordstetter Juden und die Horber.» – «Und welches sind die besten?» Da gab es kein Bedenken: «Meine Eltern.»

Was die Eltern ihren Kindern vom Judentum gaben und hinterließen, war nicht Frömmigkeit, noch waren es Kenntnisse, sondern ihr gelebtes Leben im Rahmen der jüdischen wie der christlichen Umgebung.